

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00360-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Dietmar Bittrich, Jahrgang 1958, lebt in Hamburg. Er gewann den Hamburger Satirikerpreis und den Preis des Hamburger Senats. Im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienen von ihm u. a. der Bestseller «Alle Orte, die man knicken kann». Seit 2012 gibt er die erfolgreiche Weihnachtsanthologie mit Geschichten rund um die bucklige Verwandtschaft heraus, zuletzt «Hol Oma von der Bowle weg!».

Dietmar Bittrich (Hg.)

Ohne euch wär's super hier

Urlaub mit der buckligen Verwandtschaft

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Juni 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg.

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung Patrick Wirbeleit

Satz aus der Adriane Text

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00360-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

André Herrmann

Absturz

Es war Samstag.

Ich saß am Schreibtisch im Hause meiner Eltern und surfte sinnlos im Internet. Aus der Küche hörte ich das Scheppern von Töpfen und Pfannen, in der meine Oma gerade wie im Wahn ein Sechs-Gänge-Menü zuzubereiten schien.

«Deine Mutter hat nüscht vorbereitet!», brüllte sie. «Die fahr'n nach Thailand und lassen dich hier ganz alleene! So hab ich die nich erzogen!»

«Oma, ich bin 29 Jahre alt, ich kann mir auch selber Essen machen», rief ich.

Der Kühlschrank wurde geöffnet, es klirrte.

«Junge, willst du'n Bier zum Mittag?»

«Oma, ich muss heute noch arbeiten!», rief ich.

«Vorm Computer sitzen is' doch keene Arbeit!», rief mein Opa, der im Wohnzimmer vorm Fernseher saß.

«Aber der ZDF Fernsehgarten ist Bildung, oder was?», brüllte ich zurück.

In der Küche schepperte es, dann hörte ich Getrammel, und schon stand meine Oma neben mir.

«Machst'n da die ganze Zeit?», fragte sie.

«Internet», sagte ich und zeigte auf den Bildschirm.

«Hier, da gibt man ein, was man sucht.»

«Schinken!», rief mein Opa. «Gib ma' Schinken ein!»

«Und hier», sagte ich, «hier kann man Nachrichten lesen.»

«Haaaaaaaah!», machte meine Oma, trat einen Schritt zurück und zeigte auf eine Überschrift.

Ich klickte auf den Link und überflog den Artikel: Flugzeugunglück am Flughafen Phuket, Bruchlandung, 90 Tote, Deutsche unter den Opfern.

Meine Oma schlug die Hände vors Gesicht: «Oar, nee, nee, nee, nee, nee!»

Sofort standen ihr die Tränen in den Augen. Und auch mir wurde ein bisschen unwohl. Die Eckdaten stimmten. Was, wenn meine Eltern ausgerechnet in diesem Flugzeug ...? Was machte man in solch einem Fall? Irgendwem anrufen? Sich ärgern, dass die eigenen Eltern unter all den unendlich unwahrscheinlichen Dingen, die einem passieren konnten, ausgerechnet mit einem Flugzeug abstürzen mussten, statt mal im Lotto zu gewinnen oder so was?

«OPA!», brüllte meine Oma. «OPA!»

«Warte mal», sagte ich, sprintete mit ihm in die Küche und suchte nach dem Zettel mit den genauen Flugdaten, den Hotelnamen und Telefonnummern, den meine Mutter genau für solch einen Fall vorbereitet hatte.

«OPA!», hörte ich meine Oma aus dem Wohnzimmer schreien. «DIE KINDER!»

«Nee, das is' doch de Kiwi!», brüllte mein Opa.

«DIE SIND ABJESTÜRZT!», schrie meine Oma.

«Jetzt warte doch mal!», rief ich und rannte mit dem Zettel zurück zum Schreibtisch.

«Da!», rief ich, als ich erleichtert die Daten verglich. «Völlig andere Flugnummer! Völlig andere Airline! Die Eltern müssten schon längst gelandet sein!»

Aber meine Oma hörte schon gar nicht mehr zu.

«GERDA?», brüllte sie ins Telefon. «JA! HASTE JEHÖRT? UNSERE TOCHTER! ABJESTÜRZT! MIT'M FLUCHZEUCH!»

«Ist sie nicht!», rief ich.

«JA!», brüllte meine Oma. «DOR ANTREH HAT'S IN' INTERNET JESEH'N!»

«Hab ich nich!», brüllte ich. «Das war'n anderes Flugzeug!»

«NEE, ICH WEESS OCH NICH , WIE'S JETZ WEITER-
JEHEN SOLL!»

«Oma, die sind nicht abgestürzt!», rief ich.

«JA, DA ZIEHN DANN WOHL WIR HIER INS HAUS»

«Oma, die sind nicht abgestürzt», brüllte ich. «Und wenn, dann bin ja wohl erst mal ich Erbe, und ich verkauf die Bude!»

Da klingelte mein Handy.

«Antreh?», sagte meine Mutter.

«Na, ein Glück!», rief ich.

«Wie ein Glück?»

«Ach, die drehen hier alle am Rad, weil sie denken, ihr seid mit'm Flugzeug abgestürzt.»

«Hä? Aber da hätt'mer doch Bescheid gesagt.»

«Klar», sagte ich.

«Du, ich versuch hier, unser Shuttle zum Hotel zu finden, aber die Thailänder verstehen alle keen Englisch!»

«Thais», korrigierte ich.

«Ja, ich gloob, so heißt des, was die Thailänder sprechen!», sagte meine Mutter.

Ich seufzte.

«Hast du's schon mit lauter sprechen versucht?», fragte ich.

«Nee, warte! I NEED SHUTTLE TO HOTEL!», brüllte meine Mutter.

Ich verdrehte die Augen.

«Na ja, kriegen wir schon hin», sagte meine Mutter.

«Wollt' eigentlich nur Bescheid saren, dass wir da sind», sagte sie und legte auf.

Ich steckte das Handy in meine Tasche. Meine Oma sah mich entgeistert an.

«Das war übrigens die Mutter», erklärte ich.

«Wie jetzt? Wegen Zeitverschiebung?», stammelte sie.

«Oma, damit das ein für alle Mal klar ist: Die sind nicht abgestürzt!»

«Ja, das sagst du so einfach!»

«Ja, wie erklärst du dir denn, dass ich grad mit der Mutter telefoniert hab!»

«Du klingst am Telefon och wie dein Vater!»

«Ach so, dann hab ich grad einfach mit meiner seit zwanzig Jahren verschollenen Schwester gesprochen, oder was? Die zufällig auch grad in Thailand ist?»

«Es gibt alles!», sagte meine Oma.

Ich schüttelte den Kopf. Vielleicht waren wir ja eine Familie voller Mentalisten? Meine Oma sah überall kriminelle Ausländer, wo keine waren, und ich konnte neuerdings mit meinen toten Eltern im Jenseits telefonieren. Deren Seelen ziellos auf dem Flughafen in Phuket herumirrten. Weil sie noch dringend ein Shuttle zum Hotel buchen mussten, ehe sie endlich Ruhe finden konnten. Oder es waren einfach mal wieder alle völlig verrückt geworden.

«Pass auf», sagte ich und griff nach meinem Handy, «wir rufen die Mutter einfach noch mal an, und dann sprichst du mit ihr.»

Da klingelte es schon wieder.

«Ja, Herrmann?», rief ich.

«Gottschalk, Auswärtiges Amt in Berlin», sagte eine Stimme.

«Tag», sagte ich etwas verwundert.

«Herr Herrmann», hob er an. «Das ist jetzt schwer.» Er machte eine Pause. «Vielleicht hamm Sie's ja schon mitgekriegt, in Phuket gab's ein Flugzeugunglück, und wir hamm hier 'ne Liste aller Passagiere, und da Ihre Eltern ...»

«Ich weiß», sagte ich. «Hamm grad angerufen.»

«Wie jetzt?», fragte der Mann. «Wegen Zeitverschiebung?»

Meine Oma nickte eifrig.

«Nee», sagte ich. «Anderer Flug, andere Airline.»

«Na, auf meinem Zettel steht doch aber Herrmann!»

«Ja, aber ich hab grad mit meiner Mutter telefoniert!»

«Na ja», sagte der Mann etwas bedrückt, «da hab ich dann jetzt umsonst angerufen.»

«Tut mir leid», sagte ich. «Vielleicht sterben meine Eltern ja auf dem Rückflug.»

«Na ja», sagte der Mann. «Wir telefonieren hier gerade alle Angehörigen ab, da kann so etwas mal vorkommen. Ich hoffe, ich hab Ihnen jetzt keenen Schreck eingejagt.»

«Schon okay», sagte ich. «Wobei, wenn wir die Herrmanns sind, bei denen Sie Bescheid sagen sollten, dass jemand gestorben ist, gibt's dann vielleicht noch eine andere Familie Herrmann, bei der Sie vielleicht gesagt haben, dass ...?»

«Oh, oh», sagte der Mann und legte auf.

«Und?», sagte ich. «Zufrieden? Oder soll ich doch noch mal bei der Mutter anrufen und fragen, wie's mit'm Sterben aussieht?»

«Pscht!», rief mein Opa. «Die Kiwi kriegt grad erklärt, welcher Campingwagen am besten zu ihr passt.»

«Junge, willst du'n Bier zum Mittag?», brüllte meine Oma aus der Küche.

«Nee», rief ich. «Oder, halt, vielleicht lieber doch!»

Anna Herzog

Der Patenonkel

Die Geschichte beginnt an einem dieser duftenden, geradezu unverschämt heiteren späten Maitage, einem von der Sorte «zartgrün mit Schlagsahne», der jedem das Glück ins Gesicht malt, jedem. Es sei denn, er ist ich, in welchem Fall er Olivia heißt und mit drei Kindern in einer älteren und eher unterdimensionierten Doppelhaushälfte wohnt. In diesem Fall pfeffert er sein Handy gerade Richtung maigrünem Sitzsack (mit nutellabraunen und ketchuproten Flecken), und ihm ist das Unglück ins Gesicht geschrieben.

«Shit!», sage ich. Nur der Vollständigkeit halber: natürlich nicht laut. Nebenan am Küchentisch macht meine Jüngste, mein Kathinkalein, süße Erstklässlerin, ihre Mathehausaufgaben. Zehnerübergang.

Ich bin eine Meisterin des Im-Kopf-Fluchens. Auch des Im-Kopf-andere-einen-grausamen-Tod-Sterben-Lassens. Und gerade jetzt passiert es, an diesem glücklichgrünen Tag, dass jemand an einem gigantischen Schaschlikspieß unter sanftem Drehen über einer Art Höllenfeuer sachte geröstet wird. Und zwar mein Mann. Thomas. Der heilige Thomas. Und raten Sie mal, wer den Spieß dreht ... Nein, das ist nicht FSK 6, nicht mal FSK 12, aber meine drei Töchter können mir schließlich nicht ins Gehirn schauen. Die Gedanken sind frei. Manchmal fragt Lilja, meine Älteste, warum ich das Lied so oft summe, und dann behaupte ich, dass es früher das Lieblingslied meiner Großmutter war. Was gelogen ist, nur fürs Protokoll.

Warum, warum, bitte schön, ist mein Ehegatte, Vater meiner entzückenden Töchter, aufopferungsvoller Arzt (samt dem von seinen Patienten verliehenen Heiligen-

schimmer), nur so heillos chaotisch? Und wie hat es passieren können, dass ich diese Eigenschaft vor der Hochzeit so hartnäckig übersehen habe?

Es muss an seinem Lächeln liegen, an seinen eichhörnchenroten Locken oder vielleicht an seinem Charme.

Aber besagter «Charme» kauft abends auf den letzten Drücker Toastbrot ein, während seine Familie am Küchentisch hungert. «Charme» übersieht notorisch Elternsprechtagstermine, zu denen ich in letzter Sekunde auf einem Kinderroller hetze, weil der heilige Thomas mit dem einzigen noch funktionierenden Fahrrad unterwegs ist, weil nämlich das Auto ... Ach, lassen wir das. Und «Charme» ist offensichtlich auch nicht in der Lage, die Termine seiner Kongresse allgemein verständlich festzuhalten, sodass sich der eine oder andere wohl zwischen den Zeilen seines Outlookkalenders oder sonst wo hat verstecken können und präzise dann ans Tageslicht ploppt, als die Stornierungsfrist für das entzückende Häuschen in der Bretagne abgelaufen ist.

Weil Thomas gerade nicht in der Nähe ist, würge ich ein wenig das schönste Sofakissen, klaube dann das Handy aus dem Sitzsack und beginne, meine Freundinnen in alphabetischer Reihenfolge durchzutelefonieren.

Eine Stunde später - zum Glück haben die beiden Großen heute Schwimmtraining, und das ist das Gebiet meines Gatten, weil es eine der wenigen Aufgaben ist, die er nicht vergisst (er schwimmt selbst gern) -, eine Stunde später also sitze ich am Küchentisch und bemühe mich, nicht nach außen zu weinen. Ich bin nämlich auch eine Spezialistin des Im-Kopf-Weinens, aber dies hier überfordert beinahe meine Fähigkeiten. Kleine Zusammenfassung: Die Sommerferien nahen mit großen Schritten, ich habe für die gesamten sechs schulfreien Wochen ALLES organisiert, inklusive des Segelkurses für Lilja

und Momo (und die Plätze sind AUSGELOST worden, und trotzdem haben BEIDE Mädchen einen Platz bekommen!!!), damit ich in der zweiten Hälfte der Ferien die HNO-Praxis übernehmen kann, während Thomas mit seinen beiden Söhnen aus erster Ehe auf Paddeltour fährt (ja, falls er es nicht vergisst).

Ich habe meine Mutter ANGEFLEHT, während dieser Zeit zu kommen und Kathinka zu übernehmen, die noch zu klein für besagten Segelkurs ist (und es ist mir gelungen, yesssss!). Ich habe DIESES HÄUSCHEN in der Bretagne ergattert. Ich habe es in einem Katalog gesehen, bei meinem Frauenarzt, und mich schockverliebt: ganz nah am Meer, auf einer romantischen, windumtosten Insel und so zauberhaft schön, dass mein Herz wehtut, wenn ich nur daran denke. Und ich habe es nur bekommen, weil eine andere Familie abgesprungen ist.

Es ist das erste Mal nach fast zehn Jahren Ferien auf dem Bauernhof, dass wir so weit wegfahren.

Na ja, und dann habe ich mich selig lächelnd zurückgelehnt.

Allein ...

Zu. Früh.

Der Inhalt der SMS des heiligen Thomas: «der kongress fängt übrigens am 15. an. juli. 1 woche. hatte ich dir gesagt, ne?»

Nääää.

Meine Gedanken:

Ab 13. Juli läuft der Mietvertrag für das Haus meiner Träume, drei Wochen lang. Keine meiner Freundinnen hat Zeit, Lust oder Geld, die erste Woche mit mir und den drei Mädchen in dem Haus zu verbringen. Schon gar keine, die Französisch spricht. Oder die viele lustige Ideen hat, was man mit den Mädchen machen kann. Oder ein paar Mädchen in passendem Alter. Meine Mut-

ter kann ich nicht fragen. Außerdem halte ich sie sechs Wochen am Stück nicht aus.

Ergo:

Entweder ich gehe mit den drei Mädchen die erste Woche hier ins Freibad und stelle mir einfach vor, es sei der Atlantik.

Oder ich fahre alleine in die Bretagne (fünfzehn Stunden Fahrt, never, schaffe ich nie) und versinke mitsamt meinem mangelhaften Französisch mit den Kindern im bretonischen Wattenmeer (auch never).

Meine Antwort auf Thomas' SMS: «and your last words before your untimely death are?»

Und dann.

Geschieht.

Mit ein paar Wochen Verzögerung.

Ein Wunder.

«Mama, wann genau kommt Onkel Edgar?»

Der alte Volvo schnorchelt auf seine immer etwas beunruhigende Weise die letzten Kilometer Autobahn vor der entscheidenden Abfahrt entlang, und es regnet NICHT. Vielmehr scheint die Sonne, wenn auch eine etwas salzige, bretonische.

Ich nehme vorsichtig meine schweißfeuchten Hände vom Lenkrad: «Morgen Abend kommt Edgar, hat er geschrieben. Eine Nacht schlafen wir allein in dem Haus, und dann ist er schon da. Mit der Ebbe, sobald die Straße frei wird. Wir können dann alle zur Inselfspitze laufen und auf ihn warten.»

«Mama, freust du dich schon auf Onkel Edgar?»

«Ja, Kathinchen, total. Wenn Onkel Edgar früher zu uns kam, dann wurde es immer lustig. Er hat lauter verrückte Sachen gemacht mit meiner Schwester und mir.»

«Mama, ist Onkel Edgar dein echter Onkel?»

«Nein, er war der beste Freund vom Bruder meiner Mutter, also von Onkel Till. Später haben sie sich irgendwie zerstritten.»

«Wie alt ist der denn jetzt? Ist der so uralt wie Oma?»

«Nee, der ist ... warte mal ... vierzehn oder fünfzehn Jahre jünger. Müsste so fünfzig sein, nur zehn Jahre älter als Papa. Also nur mitteluralt.»

«Wo schläft der denn?»

«In seinem Wohnwagen. Habe ich euch doch erzählt!»

«Ja, er kann ja schließlich nicht in Papas Bett schlafen», stellt die neunjährige Lilja fest, und es ist doch immer wieder erstaunlich, wie viel Gekicher in so kleinen Mädchen steckt.

«Mama, was hat Onkel Edgar denn für einen Quatsch mit euch gemacht?», erkundigt sich jetzt Momo.

Ich muss grinsen, und das erste Mal, seit wir gestern losgefahren sind, hört mein Herz auf zu hämmern. Außerdem sieht diese nette kleine Abfahrt aus, als sei sie genau die richtige. Und nun ist es laut Navi nur noch eine halbe Stunde, und wir haben die ganze elende Autofahrt geschafft, mit nur einer Übernachtung bei einer alten Freundin. Ich bin so, so dankbar. Wenn ich auch nicht genau weiß, wem.

«Also, einmal ist er uns besuchen gekommen, als wir in Schweden Urlaub gemacht haben.» Mir wird ganz warm ums Herz bei der Erinnerung. «Es war Winter, eiskalt, und der Schnee ging mir bis zu den Hüften. Mitten in der Nacht hat er uns aufgeweckt, meine Schwester und mich, und dann haben wir uns rausgeschlichen in die sternenklare Nacht, und Onkel Edgar ist mit uns und dem Schlitten auf einen zugefrorenen See gegangen, der glitzerte im Mondlicht und knackte, oh, wie der knackte. Wir waren so lang unterwegs, fast bis zum Morgen, und Mama hat so geschimpft, weil Ellis Zehen fast abgefro-

ren waren, aber Mama hat immer so geschimpft, bei allem, was Onkel Edgar so mit uns angestellt hat, und ein anderes Mal ...»

Die Sonne steht schon tief, als wir über die schmale Straße voller vom Meer ausgewaschener Schlaglöcher rumpeln, denn es führt eine Straße hinüber zur Insel, allerdings nur bei Ebbe. Bei Flut ist die Straße im Ozean versunken. Weswegen die Insel genau betrachtet nur eine Teilzeitinsel ist.

Wahre Heerscharen von Menschen kommen uns entgegen, braungebrannt und glücklich. Teilweise tragen sie Körbe, Eimer und Harken. Muschelsammler wahrscheinlich. Ich lasse alle Fenster hinunter, um die Meerluft zu schmecken.

«Findet ihr nicht auch, dass es nach Abenteuern riecht?», frage ich nach hinten, aber Kathi rümpft nur die Nase.

Okay, hoffentlich treffen die Abenteurer erst morgen ein, besonders wenn sie Französisch sprechen. Fremdsprachen sind nicht so meine Stärke. Selbst wenn ich mit jemandem Englisch reden muss, bekomme ich feuchte Hände. Da fällt mir ein, dass ich heute mit der Vermieterin mich noch irgendwie auf Französisch verständigen muss, und mein Herz legt gleich wieder los.

Das Haus liegt ganz am Ende der Insel, auf einem Grundstück voller knorriger Kiefern und ebenso knorriger Felsen. Merkwürdig, als ich in die verflixte enge Einfahrt einbiege, habe ich so ein kribbelndes Vorgefühl. Auf dem überaus welligen Sandweg zeichnen sich deutliche Reifenspuren ab ... «Da ist es, Mamaaaa!»

Ja, da steht es. Überwuchert von einer Kletterrose in einem matten, meerwindgewaschenen Rosa und flankiert von einer Hortensie in derselben Farbe. Und daneben: ein Wohnwagen. Und: ein Mann. Mit grauen,

verwuschelten Haaren und einem bretonisch gestreiften Sweatshirt. Der Volvo stöhnt, als er abrupt angehalten wird. Die Kinder reißen die Türen auf.

Ist das ...

«Edgar?»

Strahlend öffnet Edgar seine Arme, und während ich an der Brust meines Patenonkels liege und die frische Luft und das wohlbekannt Aftershave rieche, muss ich beinahe vor lauter Erleichterung und Erschöpfung weinen.

Edgar hat sich einen Tag früher frei nehmen können und alles schon geregelt. Im Kamin brennt ein Feuer, auf dem Küchentisch warten frisches Baguette, Käse, irgendeine Pastete und mehrere Weinflaschen, und als ich alles ausgepackt habe und auch die aus Deutschland mitgebrachten Lebensmittel und Medikamente für den Notfall in die Schränke geräumt und zufrieden festgestellt habe, dass nichts vergessen wurde, da toben Edgar und die Mädchen schon auf dem Sofa vor dem Feuer herum.

«Vorsicht, passt auf das Feuer auf ...», will ich in der ersten Sekunde rufen, aber das klingt so derartig nach meiner Mutter, dass ich es schnell herunterschlucke. Außerdem haben die Franzosen ein Gitter vor dem Kamin installiert, wahrscheinlich kennen sie sich auch mit tobenden Patenonkeln aus.

Als Lilja weint, weil sie sich den Kopf gestoßen hat, gibt es Abendessen. Nudeln mit Soße, wie immer, wenn wir verreisen.

«Und morgen machen wir Pêche à pied!», verkündet Edgar strahlend.

«Hä? Was ist peschapje?», fragt Momo.

«Das ist, wenn man weit hinaus ins wilde Watt läuft und wilde Hummer sucht! Die fuchteln soooooo mit den Scheren, wenn man sie ärgert!» Dabei geht leider ein Weinglas samt Wein zu Bruch, und ich flitze in die Küche,

um die Scherben möglichst schnell zu entfernen und womöglich auch den Wein aus dem Teppich. In Gedanken rechne ich Weinglas und Teppichreinigung zusammen. Egal, jetzt freue ich mich erst mal, dass wir alle da sind. Und Edgar auch, der Held meiner Kindheit! Und hoffentlich später auch der der Kindheit meiner Kinder ...

Tag 1 des Urlaubs voller Wunder und Abenteuer: beginnt windig, und als ich mich mit Kopfschmerzen aus dem Bett quäle, stelle ich fest, dass ich mich allein im Haus befinde. Der Rest ist ausgeflogen. Im ersten Moment erschrecke ich, aber dann erinnere ich mich an die Peschajpe und die Hummer im wilden Watt. Und mit einer Kinderschar heimlich zu verschwinden ist ja eine von Edgars Spezialitäten. Ich schaue hinaus. Es ist noch so früh ... Ja, das Meer hat sich weit zurückgezogen und eine graue, schimmernde Fläche hinterlassen, und an einigen Stellen spiegelt sich der Himmel.

Die Gummistiefel der Mädchen sind übrigens genauso verschwunden wie der Ozean, umsichtiger Edgar. Gähnend mache ich mir einen Kaffee. Ach, es ist herrlich, mal in Ruhe zu frühstücken. Der heilige Thomas schläft in den Ferien immer am längsten, weswegen ich frühmorgens auch im Halbschlaf perfekt Mensch ärgere Dich nicht spielen kann, ohne zu gewinnen.

Und die Mädchen werden so viel Spaß haben! Nacher kommen sie tatsächlich mit einem Hummer zurück! Ich ziehe vor, mir weiter keine Gedanken zu machen, was dann passiert. Schließlich bin ich Vegetarierin.

Die Stunden vergehen, und ich höre und höre nicht auf, herrlich allein zu sein, und – ich bin ja nicht umsonst Mutter – ich fange an, mir Sorgen zu machen. Das Meer kommt zurückgekrochen, und zwar erschreckend schnell, wie ich vom Fenster aus sehen kann. Auf dieser Seite der Insel ist das Watt nahezu menschenfrei. Ich

steige in meine Gummistiefel und mache mich auf den Weg über den Hügel mit der uralten Kapelle zum Strand hinunter. Auf der kleinen Straße hügelabwärts schließen sich mir einige frühe Muschelsammler an, die ziemlich zügig Richtung Festland streben.

Jenseits des Strandes, auf der anderen Seite der Insel, dehnt sich zwar noch ein breiter Saum Watt, an dem ein paar freundliche, kleine Wellen lecken, aber wer auch in *diesem* Saum nicht zu sehen ist, sind meine Kinder.

Ich trete von einem Fuß auf den anderen, dann laufe ich den Hügel wieder hinauf. Irgendwo dort oben habe ich einen Felsen gesehen, der so wirkt wie ein Aussichtspunkt.

Da, oh da ... auf einer der felsigen Inseln, die bestimmt bis vor einigen Stunden keine gewesen sind, sondern nur riesige Steinhaufen im Watt, kann ich vier Personen ausmachen - eine große und drei kleine. Und die drei kleinen hüpfen auf und ab, und die große wedelt mit den Händen. Der Wind bläst seewärts und trägt die Schreie auf das Meer hinaus, und man kann von hier aus erkennen, dass die Insel auch nicht mehr allzu lange eine Insel sein wird. Sondern ein riesiger Steinhaufen unter Wasser.

Mir schießen die Tränen in die Augen, ich beiße mir auf den Knöchel, und meine Gedanken rattern.

Am Fuß des Hügels habe ich vorhin ein Haus gesehen, mit einem Trecker auf dem kiesbestreuten Hof. Das sind bestimmt Einheimische, und Einheimische besitzen doch Boote?

Wenig später platze ich in die Küche einer alten Frau, und plötzlich ist es mir ganz egal, ob ich Französisch spreche. Ich stelle fest, dass es eine internationale Zeichensprache gibt, und die energische, kleine Dame steigt mit mir in ihre oberste Etage, von wo aus man Ed-

gar und die Mädchen auf der Insel gut sehen konnte. Sie hüpfen immer noch.

«Mon mari», fängt die alte Frau an, und dann gibt sie mir zu verstehen, dass ihr Mann gleich hinausfahren und die Schiffbrüchigen retten wird. Gleich, wenn die Flut noch ein wenig höher geklettert ist und sein Boot Wasser unter dem Kiel hat.

Ich renne wieder hinauf zur Kapelle, klettere auf den Felsen und wedele mit den Armen und hüpfte, bis Edgar mich entdeckt hat, und danach verfolge ich eine Stunde lang zitternd die Rettungsaktion. Wie das Wasser steigt und steigt, wie dieses solide, aber verdammt langsame Holzboot mit einem viel zu schwachen Motor sich schließlich auf den Weg macht, wie gerade noch ein Fels aus den Fluten ragt, wie das Boot schließlich an den Felsen schaukelt und eines meiner Schätze, ich glaube, Momo, fast ins Wasser fällt, wie ... ich habe übrigens vergessen zu erwähnen, dass der Handyempfang auf der Insel zu wünschen übrig lässt, und das ist sehr freundlich formuliert.

Als das Boot auf den Strand zusteuert, renne ich den Weg hinab, schleudere die viel zu niedrigen Gummistiefel von mir und wate tief ins Wasser, um meine Kinder in Empfang zu nehmen.

Die ... strahlen. Edgar ebenfalls. Er dankt dem alten Herrn jovial und in fließendem Französisch, und ich falle dem Alten stumm um den Hals.

«Et n'oubliez-pas: l'eau monte vite!», ruft er uns hinterher, als wir den Hügel wieder hinaufstiefeln in Richtung unseres Ferienhauses. Sie reden alle durcheinander - Momo, Lilja, Kathi und Edgar. Stolz zeigt Kathi mir all die Muscheln und Krabben, die sie in Kathis Plastikbuddleimer gesammelt haben. Ja, bis die Flut sie überrascht hat.

«Habt ihr denn gar nichts gemerkt?», frage ich Edgar ungläubig.

Edgar grinst. «Ach, wenn du die ganze Zeit Krebse suchst.» Er zuckt mit den Schultern. «Plötzlich waren wir abgeschnitten. Vor uns nur noch Wasser, wir konnten gerade noch die Insel erreichen ... das war ein Abenteuer, was, Kinder?»

Die Mädchen nicken, und ich schlucke. Ist ja alles gut gegangen.

Am Nachmittag backen wir mindestens hundert Plätzchen für das alte Ehepaar.

Tag 2: «Wie wäre es mit einer kleinen Inselumrundung?», fragt Edgar, als er sein Frühstücksei aufschlägt.

«Super!» Das klingt doch harmlos. «Vorne auf der Insel wächst viel Farn, da gibt es bestimmt tolle Geheimwege, und Brombeeren habe ich auch schon gesehen, da können wir Marmelade ...»

Edgar schaut mich an und schüttelt den Kopf. «Doch nicht zu Fuß!»

«Hurra!», schreit Momo. «Wir fliegen, oder, Onkel Edgar? Wie eine Möwe!» Sie scheint ihn für eine Art Zauberer zu halten.

«Nein, kleine Momo, nicht ganz», grinst Edgar. «Aber beinahe: Wir schwimmen. Oder so eine Art!»

«Bist du ... Willst du um die ganze Insel ...?», stottere ich.

«Schwimmen? Aber nicht doch. Wir segeln!»

«Auf einem echten Boot?», erkundigt sich Kathi.

«Aber natürlich! In der Segelschule auf dem Festland kann man sich ein kleines Segelboot ausleihen. Das ist fast wie Fliegen, Mädchen! Wollen wir das machen?»

«Jaaaaaaaaa!», schreien die Mädchen.

«Nein», schreie ich. Natürlich nur im Kopf. «Ich werde seekrank, habt ihr das vergessen?», frage ich listig.

«Das macht nichts», sagt Edgar strahlend. «Auf das Boot passen sowieso nur vier Leute.»

«Kannst du ... kannst du denn segeln?»

«Liebe Olivia, ich segele, seit ich vier Jahre alt bin.» Edgar ist beleidigt, und ich fühle mich wie der größte Spaßverderber aller Zeiten. Genau betrachtet: wie meine Mutter.

Dieses Mal habe ich den Nachmittag für mich, denn diesmal sind meine Lieben während der Flut unterwegs. Der Handyempfang glänzt immer noch durch Abwesenheit. Aber ich werde morgen Vormittag bei Ebbe auf das Festland fahren, um einen Lagebericht abzuliefern. Habe ich Thomas versprochen.

Draußen scheint die Sonne, das Wasser glitzert, und um die Insel herum wimmelt es nur so vor Segelbooten. Edgar hat mir versichert, dass die Mädchen alle Schwimmwesten tragen. Ich beschliesse, mir keine Sorgen zu machen, und gehe Brombeeren sammeln.

Als die Kinder und Edgar am Abend zurückkommen, übertreffen sie sich alle im begeisterten Erzählen. Nur Momo ist merkwürdig still.

Beim Schlafengehen setze ich mich an ihr Bett. «War irgendwas? Du hast so wenig gesagt heute Abend.»

«Nö.»

«Wirklich nicht?»

Und da fängt Momo an zu weinen.

«Einmal sind wir hängen geblieben. Das Segelboot ist einfach nicht weitergefahren, da waren nämlich so ... lauter Bojen, und unten dran hingen Körbe für Hummer. Und da hat Onkel Edgar gesagt, wir sollen unsere Schwimmwesten ausziehen und tauchen, also Lilja und ich, und das Schwert vom Boot befreien.»

Ich versuche, ruhig zu bleiben: «Und? Ihr könnt doch gut tauchen?»

«Ja. Aber ...», und dann weint Momo so sehr, dass es sie schüttelt. Mein Herz bricht, ich nehme sie in die Arme: «Was war denn los, Süße?»

«Ich bin nicht mehr hochgekommen, weil mein Fuß ... der war dann auch verheddert. Und ich hatte sooo Angst ...», schluchzt Momo.

«Und dann?», flüstere ich.

«Und dann habe ich von unter dem Wasser gesehen, dass das Segelboot plötzlich losgefahren ist, aber dann ist mein Fuß wieder freigekommen, und ich bin aufgetaucht, und da war gleich eine Boje, da hab ich mich festgehalten, weil ich doch erst einmal wieder Luft holen musste ...»

«Und ... und dann?»

«Dann ist das Boot immer weiter wegsegelt, und ich war ganz allein, und das war so weit zum Ufer.» Momo schluchzte auf. «Aber dann hat Onkel Edgar das Boot wieder umgedreht, und sie sind zurückgekommen, und ich musste nur ein bisschen schwimmen, weil Onkel Edgar nicht noch mal in die ganzen Netze reinsegeln wollte.»

«Hast du ihm denn erzählt, dass du beinahe nicht mehr aufgetaucht wärst?»

«Ja, aber da hat er gelacht und gesagt, dass ja alles gut gegangen ist, und meistens geht alles gut aus.»

Ich halte meine Kleine ganz fest. Und während ich ihr den Rücken streichele, fasse ich einen Beschluss.

Tag 3: sieht schon früh einen alten Volvo über die Insel schaukeln, während drei kleine Mädchen und ein Mann noch schlafen.

«Bin am Festland, bringe Croissants mit», steht auf einem Zettel auf dem Küchentisch. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Edgar sich mit den Kindern in mei-

ner Abwesenheit in ein frisches Abenteuer stürzt, ohne Croissants im Magen.

Als ich zurückkomme, rumpelt es schon ein bisschen in der oberen Etage. Ich werfe die Kaffeemaschine an.

«Mamaaaa!», schallt es von oben. «Warum summst du <Die Gedanken sind frei>?»

Huch, das habe ich gar nicht gemerkt. «Weil ich eine gute Nachricht habe!», rufe ich zurück.

Und als kurze Zeit später alle in ihre Croissants beißen, verkünde ich: «Papa kommt. Heute Abend mit der Ebbe. Ist das nicht toll?»

«Yay!», schreit Lilja. «Dann können wir ihm hier alles zeigen! Die ganze Insel und das Meer und ... alles!»

Dann wende ich mich Edgar zu, meinem alten Patenonkel und Helden meiner Kindheit. Es ist hart, aber es muss sein, schließlich bin ich jetzt eine Mutter, alt und spießig. «Edgar, es war ganz wundervoll, dass du gekommen bist, die Kinder haben so viel Spaß gehabt ...»

«Du redest genau wie Herlind», sagt Edgar mit dem Blick eines sehr, sehr traurigen Bernhardiners, und interessanterweise verletzt es mich nicht mehr, dass er mich mit meiner Mutter vergleicht. Im Gegenteil, sie ist mir plötzlich sehr, sehr nah.

Und nein, es wundert mich auch überhaupt nicht mehr, dass Edgar selten länger als drei Tage bei uns verbracht hat. Wenn ich es recht bedenke.

Sobald die Straße im späten Abendgold aus dem Meer auftaucht, fährt Edgar ab, und ich winke ihm mit einem lachenden und einem weinenden Auge hinterher.

Etwas schwierig ist es allerdings, den Mädchen zu erklären, warum Papa nun doch nicht am selben Abend kommt, sondern erst drei Tage später, so wie ursprünglich geplant.

Diese drei Tage fühle ich mich so frei von Sorgen wie schon lange nicht mehr. Wir sammeln Muscheln und Brombeeren, bauen Sandburgen, werfen eine Flaschenpost ins Meer und klettern auf den Felsen herum, und es stört mich kein bisschen mehr, dass ich kein Französisch spreche oder dass ich mit den Kindern alleine Urlaub mache.

Es sind ganz einzigartig friedliche Ferientage.

Till Raether

Die Herrscherin der Welt

Als ich klein war, fuhren wir jeden Sommer auf die Insel Fanø, vor der jütländischen Hafenstadt Esbjerg, an der dänischen Nordseeküste. In Esbjerg wohnte meine Tante mit ihrem dänischen Mann Emmik und ihren Töchtern, meinen Cousinen. Die Cousinen interessierten sich nicht für mich, sie waren Fans von Christian Anders und davon, nicht da zu sein, wenn mein Bruder und ich mit meinen Eltern im VW-Käfer mit Fußraum-Konservendosen aus West-Berlin kamen. Meine Tante und Emmik besaßen ein Ferienhaus auf Fanø. Oder genauer gesagt zwei, aber das zweite war illegal, und damit fingen die Probleme an.

Wobei, in Wahrheit begannen sie viel früher. Vielleicht zu dem Zeitpunkt, als mein Vater am Übergang Dreilinden von einem DDR-Grenzbeamten zu einem längeren Gespräch gebeten wurde, weil er auf die Routinefrage des Grenzpersonals, «Waffen, Munition, Funkgeräte?», wie jeden Sommer geantwortet hatte: «Danke, wir kaufen nichts.» Mein Bruder und ich brieten auf der Rückbank, die Noppen im Käferplastikpolsterbezug bildeten eine Art Näpfchendruck in unseren Oberschenkeln, und meine Mutter seufzte vorne ärgerlich in den Proviantkorb. Nach zwei Stunden kam mein Vater wieder, und die Reise, die wir vor fünf Stunden in Zehendorf-Mitte, drei Kilometer entfernt, angetreten hatten, konnte losgehen.

Ich war zehn oder elf, mein Bruder sieben oder acht. Uns war alles egal, solange am Ende der Strapazen grünes Eis und Käferfahren am breiten Strand auf uns warteten - wir auf dem Schoß meines Vaters, er kuppelte

und schaltete, mein Bruder und ich durften Gas geben und lenken, am Strand brauchte man nicht zu bremsen.

Meine Eltern müssen damals bereits über Scheidung nachgedacht haben. Aber sie stritten fast nie, das von meinem Onkel selbst gebaute Sommerhaus hatte so dünne Wände, dass wir es gehört hätten, während wir in unseren eingebauten Etagenbetten lagen, ich immer oben. Im Sommerhaus roch es nach Hochsommer, nach Sand, heißer Dachpappe, endlich doch noch durchgetrockneten, aber nie wieder ganz frischen Wolldecken, und dem Geschirr, das niemals so richtig sauber wurde. Meine Mutter sah durchs Fenster der Küchenzeile hinaus auf das verbotene Haus, die Hände im Spülwasser, das dabei kalt wurde, sie interessierte sich manchmal nicht für so alltägliche Dinge. Mein Vater kratzte dann am nächsten Tag mit dem Daumennagel am Teller oder Kaffeebecher, sagte aber nichts.

Alles auf Fanø war streng geregelt, vor allem, wo und wie viele Ferienhäuser gebaut werden durften. Dadurch hatte die Insel etwas Heiteres, dünn Besiedeltes. Es gab nur ein oder zwei alte Hotels, keine Ferienanlagen, und hölzerne Sommerhäuser, die wie das meines Onkels selbstgebaut aussahen. Wenn meine Eltern guter Dinge waren, diskutierten sie mit meinem Bruder und mir beim Spazierengehen oder beim Rückweg vom Strand darüber, welches Sommerhaus wessen liebstes war. Alle hatten Namen, viele maritime Verzierungen, vor allem Treibholz und anderes Strandgut. Das größere Sommerhaus meines Onkels und meiner Tante hatte den Namen «Hus Faxe», das kleinere wurde nur «Lille Hus» genannt und war, wie erwähnt, verboten. Offenbar waren meinem Onkel die fürsorglichen Fesseln des dänischen Staates zu eng geworden, und er hatte auf seinem Sommerhausgrundstück, versteckt in einer Dünenenke, ohne Genehmigung der Gemeinde zusätzlich

zum genehmigten Hus Faxe noch das Lille Hus gebaut. Man konnte es von dem Feldweg, der aus Rindby Strand ins Ferienhausgelände führte, nicht erkennen, der mit Bruchplatten belegte, ansteigende Weg führte anscheinend nur zum offiziellen Hus Faxe, hinter dem man auf einer noch höheren Düne die grauen Umrisse eines deutschen Bunkers erkennen konnte. Die Deutschen (also nicht wir, obwohl wir auch Deutsche waren, aber so wurde es uns erklärt) hatten hier «im Krieg» alles mit Bunkern vollgebaut, in die mein Bruder und ich nun nicht gehen sollten, da sie am Meeresrand mit Wasser vollgespült werden konnten, und man ertrank, oder in den Dünen rutschte Sand in sie, und man wurde verschüttet, oder es hatte jemand hineingekackt.

Das Lille Hus hatte zwar einen Wasseranschluss und Strom, aber nur einen Raum und ein Chemieklo. An den Wochenenden kamen meine Tante und mein Onkel; dann wohnten sie im Lille Hus und sahen von dort etwa zwanzig Meter entfernt zu uns hinauf. Mein Vater und meine Mutter waren bei diesen Besuchen immer angespannt. Sie fühlten sich überwacht und unter Druck, mit Emmik und meiner Tante an den Nacktbadeabschnitt des Strandes zu fahren. Er begann hinter einer in den Boden gerammten inoffiziellen Planke. Dort lagen die Erwachsenen dann unbekleidet auf ihren Bäuchen und redeten nicht viel. Nur Emmik hielt einen großen Vortrag darüber, dass man die Autoreifen bei gutem Wetter mit Brettern abdecken musste, um das Gummi vor der Sonne zu schützen. Sonst konnte später auf der Straße ein Reifen platzen, und unter Umständen starb man, eine Familie ausgelöscht. Die Bretter nannte er «Brammen».

Als wir nun in jenem Sommer nach Rindby Strand kamen und unser Gepäck den Bruchplattenweg hinauftrugen, stimmte etwas mit dem verbotenen Lille Hus nicht.

Mein Bruder und ich trugen jeder nur einen kleinen roten Koffer mit weißen Rändern, Pappe und Plastik, darin Spielsachen. Ich schämte mich wegen der Babyhaftigkeit dieser Behälter. Darin waren zwar Jugendbücher, aber auch Kinderkram wie meine Lupe, ein leeres Marmeladenglas zum Insektenfangen, ein beiseitegeschafftes Feuerzeug und Auszüge meiner Kronkorkensammlung, die ich in Dänemark vervollständigen wollte.

Jedenfalls stand auf der kleinen ins Strandgras vorgebauten Veranda vorm Lille Hus ein etwa dreizehn bis dreiundzwanzig Jahre altes Mädchen. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie alt so eine Göttin womöglich war (heute würde ich sagen: Dreizehn traf es vermutlich sehr gut).

Sie lehnte an der vom Inselregen grau ausgewaschenen Holzbalustrade, kratzte sich am Hinterkopf, den Blick Richtung Bunker gewendet, also weg von uns, und rauchte. Das Auto konnte sie unmöglich überhört haben, aber an ihrem Gesichtsausdruck, als sie den Kopf in unsere Richtung drehte, war klar zu erkennen: Sie war überrascht, wenn nicht entsetzt. Sie sah aus, als hätte sie einige Tage nicht geduscht, ihr Sweatshirt auf links gedreht und Haferhalme in dessen außen hängenden weicheren Innenseite. Meine Mutter hatte gerade aufgehört mit dem Rauchen, mein Vater stopfte hin und wieder aufwendig eine Pfeife, und beide waren sich einig, dass rauchende Kinder und Jugendliche «gar nicht» gingen. Meine Mutter sagte immer: «Das geht gar nicht.» Mein Vater sagte: «Andere Leute sind kein Maßstab für uns.» Das klang besonders, war aber, wenn man sich bei uns umschaute, nicht dingfest zu machen. Wir waren wie alle, und alle, die wir kannten, waren wie wir.

Ich hatte gerade angefangen, das furchtbar zu finden. Seit John Lennons Tod, durch den ich erst von dessen Existenz und von den Beatles erfahren hatte, war

die Welt nicht mehr dieselbe für mich. Und hier nun also rauchte eine mindestens Dreizehnjährige und zog sich jetzt, für mich der Gipfel der Dekadenz, einen Walkmankopfhörer aus dem zotteligen Haar. «Das geht gar nicht», sagte meine Mutter, wenn ich von den Vorzügen dieses gerade erfundenen Geräts schwärmte. «Damit schottet man sich ja komplett ab.» Ich versuchte dann, ruhig zu bleiben und zu erklären, dass der Vater von Thorben Fischer einen mitgebracht hätte, für die ganze Familie. «Andere Leute», sagte mein Vater, «sind für uns kein Maßstab.»

Traditionell gingen meine Eltern beim Eintreffen am Hus Faxe hinter uns. Erstens trugen sie sehr viel mehr, zweitens waren mein Bruder und ich aufgeregt und preschten, wie das hieß, vor. Davon konnte bei mir in diesem Moment keine Rede sein. Sobald ich die Herrscherin der Welt erblickte, verlor ich jegliches Interesse an meiner Kindheit und daran, mit einem roten Pappkoffer, dessen weißer Plastikgriff in meine Hand schnitt, irgendwohin zu preschen. Ich blieb stehen und starrte. Das Blickfeld meines Vaters war eingeschränkt durch die Bettwäsche, die er vor sich trug. Er stieß gegen mich, blieb stehen und folgte meinem Blick.

«Nanu», sagte er.

Meine Mutter, dicht dahinter: «Hat Emmik was gesagt, dass sie das Lille Hus vermietet haben?» Ganz neutral eigentlich, einen Vortrag über das Rauchen und womöglich den Walkman würde es erst später geben, wenn wir außer Hörweite waren.

«Emmik darf das gar nicht vermieten», sagte mein Vater. «Wenn die Gemeinde erfährt, dass er das auch noch vermietet, dann ist Schluss.»

«Vielleicht eine Freundin von Beke oder Marianne», sagte meine Mutter. Meine Cousinen waren etwa im Alter der Herrscherin der Welt.

Mein Vater nickte, auch in Richtung vom Lille Hus.

«Hallo!», rief er über den Strandhafer. «Wir haben Hus Faxe gemietet. Von Familie Amundsen. In Esbjerg.»

Das Mädchen legte sich den Walkmankopfhörer um den Hals, wodurch das lange dunkelblonde Haar zu einer Art Fellkragen gebündelt wurde. Nachdenklich rauchte sie weiter, stieß durch die Nasenlöcher Qualm aus und zuckte mit den Achseln.

«Willkommen, willkommen!», rief sie und ließ einen Sweatshirt-Fledermausärmel flattern, während sie ironisch einladend mit dem Arm zum Hus Faxe gestikuliert. Ihr Deutsch verriet schon bei diesen paar Silben eine etwas vernuschelte Dänischhaftigkeit, die mir von nun an unwiderstehlich werden sollte. Sie warf ihre runtergerauchte Zigarette in den Strandhafer vorm Lille Hus, klopfte ihr Päckchen auf die Balustrade, bis ein Filter rausschaute, und zündete sich die nächste an. Mein Bruder war vorgelaufen zum Hus Faxe und wummerte dort gegen die Glastür. Ich war froh, dass ihn das alles hier nicht interessierte. Altersmäßig zog er mich doch nur runter.

«Ja», sagte mein Vater. Die Bettwäsche war unhandlich. Die Herrscherin der Welt zog die Nase hoch und hustete Qualm. Sie winkte mit dem Arm in Richtung von Hus Faxe.

«Hus Faxe ist da oben», rief sie. «Das hier ist nicht Hus Faxe. Das ist Hus Kackipi. Vermietet! Schon weg! Tak, farvel!»

Als erfahrener Nutzer alberner Beschimpfungen merkte ich an einer Sekundenbruchteilpause, dass sie sich «Hus Kackipi» in diesem Moment ausgedacht hatte, und an ihrem gut hörbaren Kichern, dass es ihr besser gefiel, als sie selbst gedacht hätte. Dann wurde ihre Miene wieder finster.

«Weitergehen!», schrie sie, schüttelte den Kopf, zog den Kopfhörer über die Ohren und wandte den Blick wieder ab.

Als meine Eltern das Haus erreicht hatten, taten sie, als wäre nichts passiert. Die Konserven einräumen, das klamme Bettzeug beziehen, ein paar Probespülungen im Klo, das man nur mit ganz dünnem Toilettenpapier benutzen durfte, wegen der empfindlichen Inselkanalisation. Hin und wieder blickte meine Mutter durchs Panoramafenster aufs Lille Hus. Mein Vater schloss den Radiorekorder an und legte die Kassette mit den Bach-Kantaten ein, auf die er sich, wie er mehrfach sagte, schon den ganzen Weg gefreut hatte. So, als würde das Problem mit der uns unbekanntem Bewohnerin vom Lille Hus sich von alleine erledigen, wenn man es nur lange genug ignorierte.

Bach-Kantaten sind furchtbar, wenn man ein Kind ist. Umso dankbarer war ich, als das heilige Getute und Gesänge, O ewiges Feuer, O Ursprung der Liebe, von lautem Hämmern übertönt wurde. Manchmal fand und finde ich Hämmern so laut, dass es mir fast körperlich angenehm oder unangenehm ist, es erschüttert einen im Innersten und hat eine brutale Erotik, die ich damals gar nicht einzuordnen wusste. So ein Hämmern war das.

Meine Mutter hielt inne.

Mein Vater machte die Bach-Kantaten etwas lauter, Leipziger Gewandhausorchester mit irgendeinem DDR-Chor, Amiga, bei einer Ost-Berlin-Besichtigung vom sogenannten Zwangsumtausch gekauft. Mein Bruder rannte hinaus, weil er in der Nähe eine Baustelle vermutete. Ich konnte damals seine Gedanken lesen, was sich aber nicht lohnte.

«Jetzt reicht's mir aber», sagte meine Mutter. Die Herrscherin der Welt war dabei, einige Brammen, also

Bretter, vor das nicht allzu große Frontfenster vom Lille Hus zu nageln. Sie hatte mehrere Nägel im Mund, wie ein Handwerker in einem Kinderfilm, und einen für meine Begriffe überdimensionalen Eisenhammer in der rechten. Die Lautstärke kam unter anderem dadurch zustande, dass sie oft danebenschlug, wodurch das Lille Hus dröhnte wie eine Pauke.

«Kannst du das Scheißgetröte mal leiser machen?», schrie meine Mutter, lauter, als nötig gewesen wäre, um die Kantaten und das Hämmern zu übertönen. Mein Vater drückte beleidigt Stopp. Durchs Panoramafenster sah ich, wie mein kleiner Bruder über den Trampelpfad durch den Strandhafer lief und das Lille Hus erreichte, in kurzen Hosen wie ein richtiger Volltrottel. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass ich sehr eifersüchtig auf einen Achtjährigen war, denn jetzt sprach er mit ihr.

Sie trat ihre Zigarette aus, nahm den Kopfhörer ab und nickte. Dann antwortete sie ihm, und nach einem kurzen Hin und Her, in dessen Verlauf sie ihr verfilztes Haar schüttelte, als würde sie lachen, ließ sie ihn die eine Seite des Brettes halten. Dann hämmerte sie weiter. Daran, wie breitbeinig mein Bruder da stand, sah ich, wie stolz er war. Ich hasste ihn und überlegte einen Moment, hinterherzurennen und ihm das Brett abzunehmen, bis mir auffiel, dass auch ich in kurzen Hosen war und meine Mutter womöglich gar keine langen eingepackt hatte, außer einer indiskutablen Cordhose für den letzten Abend im Restaurant, gemischter Grillfisch mit Remouladen-Trio in Nordby. Ich hatte mein Leben verwirkt.

«Das ist doch Sachbeschädigung», sagte mein Vater.

Als mein Bruder wiederkam, war er auf diese widerliche Ich-bin-den-ganzen-Weg-gerannt-Weise atemlos, für die ich ihm gern ein paar Schellen verpasst hätte. Nun, dies

lief mir ja nicht weg, die Nacht war lang im Etagenbett. Aufgeregt und dennoch mit staatsmännischer Wichtigkeit erzählte er uns, was es auf sich hatte mit der Herrscherin der Welt.

«Was zum Teufel macht sie da?», fragte meine Mutter, die sich vor lauter Wut eine Spülschürze angezogen hatte, obwohl sie sonst Tuniken und Batiken trug.

«Sie nagelt die Fenster zu», sagte mein Bruder.

«Das sehe ich auch!», schrie meine Mutter.

«Schrei das Kind nicht an», murmelte mein Vater.

«Ich schreie nicht!», schrie meine Mutter.

«Weil es da tagsüber so hell wird, und sie will schlafen», fuhr mein Bruder fort, ungerührt, aber jetzt ebenfalls recht laut. «Außerdem», und hier machte er eine triumphierende Pause, «will sie unsere Fressen nicht sehen.»

Meine Mutter rieb sich die Stirn wie vorgestern, als mein Vater an der Grenze gesagt hatte: Wir kaufen nichts. Mein Bruder wandte sich mir zu, um mir den Todesstoß zu versetzen: «Deine auch nicht», sagte er.

«Ich ruf Emmik an», sagte meine Mutter, womit gemeint war: zum «Supermarket» Richtung Strand laufen, dort Kronenscheine wechseln und dann von der Telefonzelle aus, falls sie funktionierte.

«Das brauchst du nicht», tönte mein Bruder von einem anderen Stern, «sagt Pernille.» Ich drang tiefer vor in die Hölle meiner Existenz. Zugleich war ich meinem Bruder dankbar, weil ich mir diesen Namen nun auspolstern konnte, um die nächsten Wochen darin zu leben. Und zu sterben. Wieder und wieder.

Meine Mutter runzelte die Stirn und räusperte sich nachdrücklich, ich glaube, sie hatte sich beim Brüllen verschluckt. «Was?», sagte sie heiser.

«Pernille ist die Tochter vom Bürgermeister. Von der Gemeinde.»

«Gemeinde», sagte ich mit der Stimme eines Toten. «Wie dumm du bist.» Meine Mutter legte mir die Hand auf die Schulter, zustimmend, wie ich annahm.

«Sie sagt, wenn wir uns beschwerten, sagt sie ihrem Vater, dass Onkel Emmik hier das Haus hingebaut hat, und das ist verboten. Dann muss Onkel Emmik es abreißen.» Die Vorstellung, ein Erwachsener könnte etwas derartig Verbotenes getan haben, schien ihn zu berauschen. «Stimmt das?»

«Na ja», sagte meine Mutter und richtete sich auf.

«Ja», sagte mein Vater und fummelte am Radiorekorder herum.

Das Peinlichste auf Fanø war, wenn mein Onkel und meine Tante und die Cousinen zu Besuch kamen. Dann wurden alle Erwachsenen fröhlich und laut, die Männer hauchten sich auf die Schultern, die Frauen tranken Kaffee. Dabei ließ meine Tante den Blick durchs Haus schweifen, um zu sehen, wo wir was falsch, kaputt oder dreckig gemacht hatten. Onkel Emmik hatte dafür so einen Kontrollgriff; er fuhr über die Fensterbretter und sah sich danach seinen Finger an, und im Bad untersuchte er bei offener Tür, ob wir was Verbotenes in die Kloschüssel geworfen hatten. Einmal hatte es einen Überraschungsbesuch gegeben, und am Abend davor hatte mein Vater bei den Bach-Kantaten zu viel mitgebrachten Amselfelder getrunken und später, wie sich mir anhand der Flecken auf dem im Wind flatternden Federbett erschloss, ins Bett gekotzt. Meine Mutter war gerade dabei, diesen, wie sie sagte, Schweinkram aufzuhängen, als mein Onkel und meine Tante kamen. Mein Vater hatte immer noch furchtbare Kopfschmerzen und lag im Bett, aber

nicht mehr lange. Das Wochenende verlief noch angespannter als sonst.

Seitdem waren die Esbjergers nie wieder überraschend gekommen, und wir wussten diesmal, sie würden bereits am ersten Wochenende kommen. Die Herrscherin der Welt hatte die beiden Fenster vom Lille Hus komplett vernagelt. Tagsüber lag sie auf dem Rücken auf dem schrägen Dach, das man von der Düne aus mit einem kräftigen Sprung erreichen konnte, aber nicht als Erwachsener. Sie rauchte und sonnte sich in Boxershorts und einem verwaschenen T-Shirt.

Jeden Morgen dachten meine Eltern, sie müsste doch nun weg sein. «Sagen denn ihre Eltern gar nichts?», überlegte meine Mutter.

«Die sind in Köbenhaun», sagte mein verdammter Bruder. Sein Wissen aus der ersten und einzigen Begegnung verteilte er häppchenweise an uns.

Am Tag, bevor die Esbjergers vom Festland kamen, stritten meine Eltern, wer sie denn nun anrufen sollte und wer es längst hätte tun müssen.

«Er ist dein Schwager», sagte mein Vater.

«Schwippschwager», sagte meine Mutter. «Und sie ist deine Schwägerin!» Dann ging sie weg, bevor mein Vater einwenden konnte: «Aber deine Schwester.»

Mir fraßen der Mangel und die Sehnsucht ein immer tieferes Loch in die Seele. Bis mir am Abend vorm anberaumten Besuch schwindelig war vor lauter Bedürfnis, mit der Herrscherin der Welt in Kontakt zu treten.

[...]